

## Fred Hift

# Ich sah sie niemals wieder

### Erinnerungen an eine Kindheit in Wien

Geboren wurde Fred Hift 1921 in Österreich. Nach einer abenteuerlichen Reise gelangte er 1938 nach London, von dort nach New York und Chicago. Er wurde Journalist, arbeitete im Filmgeschäft und als freiberuflicher Schriftsteller in New York, unvermeidlich blieb er am heutigen Österreich und dem Geschehen dort interessiert. Er berichtet über sein Schicksal:

Ich bin ein wenig sentimental. Sonst würde ich mich nicht hinsetzen und diese Geschichte über das Wien meiner Kindheit schreiben, noch nicht überschattet von den nachfolgenden schrecklichen Ereignissen; ein sanftes, charman-tes Wien, das aus schönen Gärten bestand, wie dem vom Belvedere und dem Schwarzenberg-Park, mit der breiten, einladenden Ringstraße, der dicht bevölkerten Kärntnerstraße, die aufregenden Ereignisse in der Oper. Mein erster Besuch mit meinem Vater im Musikvereinsaal, Eislaufen lernen gleich um die Ecke, Fußball auf der Hohen Warte, Wellenreiten im Diana Bad, Heinz Sandauers Klavier-Jazz im amerikanischen Stil im Radio - endlose und wunder-bar abwechslungsreiche Serien von Erfahrungen; eine glückliche Kindheit in einem glücklichen Heim, mit liebevol-len und klugen Eltern.

Wir waren eine jüdische Familie, nicht sehr religiös, Jude im Wien der Zwanziger- und Dreißigerjahre zu sein, be-deutete keine Stigmatisierung. Zumindest nicht für mich. Ich hatte ein gemischtes Bündel Freunde, die einen jüdisch, die anderen nicht. Wir kamen großartig miteinander aus.

Man könnte verleitet werden, antisemitischen Spott und antisemitische Vorurteile zu bekräftigen, einfach um alle Geschichten zu bestätigen, die schon aus dem vorigen Jahrhundert stammten, aber, in aller Fairness, mir sind keine untergekommen. Ja, es gab einen Mathematikprofessor, der mich extra streng zu behandeln schien und meine Eltern vermuteten, es sei wegen meiner religiösen Zugehörigkeit, aber im Rückblick bin ich mir nicht sicher, ob das stimm-te.

In Wahrheit war ich einfach schlecht in Mathematik. Mein Vater, ein Techniker, half mir über die unüberwindlich scheinenden Prüfungshürden. Möglicherweise war der Professor wegen meines nur scheinbaren Könnens verärgert, aber es war praktisch, es als Antisemitismus zu erklären. Kann sein, dass dies auch eine Rolle spielte. Aber im Rück-blick enthielt mein Aufwachsen in Wien als jüdisches Kind keine Elemente von Unannehmlichkeiten und Grausam-keit oder gar Schrecken, die mit Wien nach der Machtübernahme der Nazis reichlich assoziiert wurden.

Wir lebten in einem ausreichend großen Appartement in der Argentinierstraße nahe beim Südbahnhof. In der Nähe war eine kleine Konditorei, die für mich das Paradies bedeutete und wo ich mein ganzes Taschengeld anbrachte, trotz der Missbilligung durch meine Mutter, einer kleinen, eleganten Frau mit ziemlich strengen Erziehungsansich-ten.

Als ich älter wurde, sah ich sie nicht mehr so viel. Ihren Platz nahm eine deutsche Gouvernante ein, eine Frau von York, die Erzieherin war und eine gute Freundin meiner Eltern, auf sie folgten später Damen, die mich in Englisch und Französisch unterrichteten, ohne dessen die Erziehung eines Wiener Juden unvollständig gewesen wäre. Ich hat-te ziemlich ein Programm. Zweimal wöchentlich Klavierunterricht bei der sehr netten und freundlichen Frau Eva Wögerer, die in mir die Liebe zur Musik weckte, je zweimal wöchentlich auch Fecht- und Tanzunterricht (natürlich beim berühmten Elmayer), ebenso das Geigenspielen. Dazu kamen die Hausaufgaben, Sport und die Anfänge der Sozialkontakte.

Meine glücklichsten Erinnerungen sind die Kaffeehausnachmittage am Ring mit meinen Eltern, wo es Kakao mit Schlag gab. Meine Mutter war sehr schön und mein Vater unterhielt sich mit mir, was er sonst nicht so häufig tat.

Am Sonntag speisten wir bei meinen Großeltern in der Schwindgasse. Großvater, der bei Gericht arbeitete, hatte Ko-teleiten wie Kaiser Franz Joseph und legte Wert auf Umgangsformen. Großmutter ihrerseits war eine warmherzige, geschäftige Frau, die ihren Enkel mit wohlschmeckenden Würstchen verwöhnte.

Meine große Begeisterung gehörten den Filmen, speziell den amerikanischen. Ich erinnere mich an den Clark-Gable-Film Männer in weiß im Kino in der Favoritenstraße. Der Film hatte Jugendverbot, ich kratzte meine Ersparnisse zu-sammen, setzte den Hut meines Vaters auf und stellte mich an der Kinokasse an. Man eskortierte mich nach Hause und meine Eltern waren ziemlich verärgert. Wie konnte ich damals ahnen, dass ich in den nächsten vierzig Jahren selbst im Filmgeschäft arbeiten, der Freund etlicher dieser berühmten Hollywood Stars sein und der Glanz der Film-welt aus der Nähe rasch verblassen würde. Ich liebe das Kino immer noch, aber nicht mehr mit der unkritischen In-ten-sität jener frühen Jahre.

In meinem Fall schuf die Vertrautheit eine gewisses Maß an Verachtung. Aber die Augen der Jugend im abgedunkel-ten Kino in Wien konnten die Wirklichkeit hinter den feschen, romantischen Männern und lieblichen Frauen auf der Leinwand nicht durchschauen.

Ein eifriger Schüler war ich nie. Im ersten Schuljahr musste meine Mutter nach einer Woche Unterricht zum Klassenlehrer kommen. Zwar hatten wir täglich Hausaufgaben erhalten, aber ich kümmerte mich nicht darum, der Mutter erzählte ich, wir würden in der Schule nur spielen. Das stimmte zwar auch, aber der Lehrer hatte dies etwas anders gemeint. Das war mein erster bedeutungsvoller Konflikt mit meinen Eltern und mein Eintritt in den Ernst des Lebens.

Wie die Zeit verging, wurde Wien immer attraktiver für mich, auch, weil ich sein kulturelles Potential zu erforschen begann. Mein Vater gab mir die nötigen Schillinge, um mich bei Oper und Burgtheater anzustellen. Manchmal gingen wir auch von der Schule aus in die Oper, ich erinnere an ein unglaublich langweiliges Stück Der Evangelimann. Da gab es im letzten Akt ein ziemlich gut gemachtes Feuer auf der Bühne, das war der Höhepunkt der Vorstellung.

Keine Höhepunkte gab es in der Urania, wo wir massenhaft Naturfilme sahen, ich erinnere mich wie wir die Minuten bis zum Ende zählten, wenn man uns Zeitlupennahaufnahmen von blühenden Pflanzen vorführte.

Was anderes war es z.B. als ich das erstemal von meinem Vater zu einem Gustav Mahler Konzert mitgenommen wurde, Bruno Walter dirigierte die Dritte Symphonie, recht lang, aber berührend. Als wir gingen sagte mein Vater, "es war wunderbar, aber du hättest es hören sollen, wie Mahler selbst noch dirigierte."

Im Rückblick bedauere ich, dass meine Eltern eigentlich keine langen Gespräche mit mir führten. Es gab eine Erwachsenen- und eine Kinderwelt und die Trennung war ziemlich deutlich. Ich kann mich recht gut an meine Gefühle erinnern, aber was dachten, fühlten und hofften meine Eltern? Sie unterhielten sich viel, aber selten mit mir und darum sind heute große Löcher in meinem Verständnis für sie und sogar über ihr Leben.

Als mein Vater merkte, wie sehr ich Musik liebte, kaufte er mir einen Plattenspieler. Einen der alten Art, die man mit einer Kurbel aufzog. Meine erste Platte war das Violinkonzert von Mendelsohn. Von dort weg sparte ich mein Taschengeld für den Plattenkauf.

An den Juli 1934 erinnere ich mich, weil ich damals die erste Kugel über meinen Kopf pfeifen hörte. Der Naziputsch überraschte uns in der Schule und meine Eltern machten sich schreckliche Sorgen um ihr einziges Kind. Mein Vater fuhr mit dem Auto durch die menschenleeren Straßen und holte mich ab. Wie wenn es gestern gewesen wäre, höre ich das Gewehrfeuer. Ich erinnere mich an den Schock meiner Eltern über den Meuchelmord an Dollfuß. Als wir heimkamen erwartete uns Mutter tränenüberströmt vor der Wohnung, ich wunderte mich, was sie so aus der Fassung gebracht haben könnte.

Unser Haus hatte fünf Geschosse, wir wohnten im vierten. Es gab einen kleinen Innenhof, von Zeit zu Zeit kamen Bettler und sangen. Als ich drei oder vier Jahre alt war, beeindruckte mich ein solcher Straßensänger mit einem italienischen Lied so sehr, dass ich die Geldbörse meiner Mutter holte und sie hinunterwarf. Zu meiner großen Enttäuschung öffnete der Sänger die Börse und rannte, ohne mir ein Danke zuzuwinken wie ein Besessener aus dem Hof. Und dann kam meine Mutter und suchte ihre Geldbörse ...

Wir hatten in Gleisdorf bei Graz ein kleines Landhaus auf einem Hügel, umgeben von Kornfeldern und Wäldern voller Heidelbeeren, die ich regelmäßig pflückte. Im Wald gab es auch Erddämme, die mich endlos beschäftigten als mein Vater mir erklärte, es handle sich um römische Gräber. Ich machte mich eines Tages mit einer Schaufel auf den Weg, aber mein Vater erwischte mich rechtzeitig und klärte mich über die Römer auf und darüber, dass Grabraub verboten sei.

Mein Vater war ein sanfter, humorvoller Mensch, der im Umgang mit seinem oft schwierigen Sohn viel praktischen Sinn zeigte. Als er mich eines Tages am Klo beim Rauchen ertappte, nahm er mich ins Wohnzimmer mit, erklärte mir, wenn ich zum Rauchen groß genug wäre, müsste ich es nicht heimlich machen und bot mir eine Zigarre an. Zuerst war ich sehr beeindruckt wie ein Erwachsener behandelt zu werden, ein paar Minuten später war mir fürchterlich schlecht.

Das erwähnte Landhaus hätte 1939 meinen Eltern das Leben retten können. Sie hatten die Hälfte an Frau von York als Anerkennung für ihre Dienste überschrieben und sie hielt sich oft dort auf, wenn wir verreisten. Als die Nazis die Macht übernahmen und es gefährlich wurde, fragten meine Eltern, ob sie sie in dem ziemlich verborgen liegenden Haus verstecken könnte. Frau von York weigerte sich glatt. Ein Jahr später wurden meine Eltern festgenommen und ins KZ überstellt.

Ich glaube der Anschluss traf meine Eltern schwerer als manche andere jüdische Familien, weil wir bis dahin mit aggressivem Antisemitismus nicht konfrontiert worden waren. Ich glaube verhältnismäßig wenigen jüdischen Mittelklassefamilien war es anders ergangen. Als meine Tante, die 1937 aus Deutschland nach Palästina emigriert war, nach Wien auf Besuch kam, weigerte sich mein Vater, ihr nachzufolgen.

Ich kann mich erinnern, dass er sagte, was bei den Nazis in Deutschland geschehen sei, könnte sich niemals in Österreich ereignen, wo die Juden so gut integriert wären und so viel geleistet hätten. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass die Wiener ihre Kultur verleugnen und sich so gegen ihre jüdischen Nachbarn wenden könnten, wie sie es dann taten.

Bis April oder Mai 1938 ging ich als einziger Jude in der Klasse zur Schule. Auch da hatte ich noch Freunde, aber viele fürchteten sich, in der Öffentlichkeit mit mir zu sprechen. Ein älterer Bub, er hieß Scheichbrenner, und seine Freunde passten mich täglich ab um mich zu verdreschen. Als ich mit einer blutigen Nase heimkam, beschloss mein Vater, dass ich nicht länger in die Schule gehen könne und zum erstenmal sprachen meine Eltern darüber, mich auf alle Fälle ins Ausland zu schicken, mein Vater hatte in Chicago einen Bruder.

Es erscheint mir wie gestern als eines Abends die Türglocke läutete und ein Schulfreund mir, beträchtlich aufgeregt, erklärte, seine Eltern hätten ihm verboten, mich zu besuchen.

Es gibt so viele durcheinandergewürfelte Eindrücke. Eines Tages hielt mich ein junger Nazi auf der Straße auf und fragte mich, ob ich ein Jude sei. Als ich es bestätigte, schnappte er mich, ich riss mich los und er jagte mich mehrere Straßenzüge weit und brüllte "Jude, Jude!". Mein ganzes Leben habe ich mich nicht so gefürchtet. Ab diesem Tag wurde die Angst vor dem Gehen auf der Straße greifbar, wenn ich daran denke, spüre ich heute noch die Anspannung.

Dann kam um drei Uhr früh eine Gruppe SSler in die Wohnung, um nach subversiver Literatur zu suchen. Sie fanden Das Kapital, das plötzlich wie durch ein Wunder im Bücherbord meines Vaters auftauchte. Sie nahmen ihn fest, ließen ihn aber nach zwei quälenden Tagen wieder frei. Durch die Wohnung pirschend hatten sich die jungen SSler die Taschen mit allem vollgestopft, das sie erwischen konnten, sie behaupteten auch, wir hätten Geld versteckt.

Unser Bankkonto wurde gesperrt, sodass wir zum Essen in eine öffentliche Suppenküche gehen mussten. Mein Vater lehrte mich Schreibmaschineschreiben, weil er ahnte, dass ich mir in Chicago meinen Lebensunterhalt selbst verdienen müsste. Durch ein über die Tastatur gelegtes Handtuch lernte ich blind schreiben und bald war ich der schnellste Typist von Wien.

Welche Ironie! Jahre später, als ich in New York für CBS arbeitete, hatte ich die deutschen Kurzwellensendungen abzuhören, das Toben von Hitler, Goebbels und der anderen "live" in die Schreibmaschine zu übersetzen, von wo ein CBS-Journalist die Nachrichten direkt aus meiner Maschine las. Versucht das einmal! Es war nervtötend, aber wenigstens erhielt ich die Befriedigung, meine Hand am Puls der Zeit zu haben ...

Als im März 1938 Hitler über den Gürtel zog, stand ich am Gang, die Nase an das Fenster gepreßt. Wir hatten uns Kanzler Schuschniggs Abschiedsrede angehört, ich erinnere mich, dass auf sie Militärmusik folgte, meine Mutter weinte und ich die Aufregung dieses historischen Ereignisses fühlte. Dann kam der Tag, an dem von Links- auf Rechtsverkehr umgestellt wurde und sich überall Straßenbahnzüge frontal blockierten. Das dürfte der erste Tag gewesen sein, an dem die Deutschen merkten, dass trotz aller Planung beträchtliche Unterschiede zwischen ihnen und den Österreichern bestanden.

Es scheint im Rückblick seltsam, dass ich als Knabe nicht in der Lage war, die Tragödie zu begreifen, die sich vor unseren Augen entfaltete. Und ich glaube auch, dass sie meine Eltern nicht zur Gänze verstanden. Wenigstens drückten sie ihre Sorge mir gegenüber nicht mit entsprechendem Nachdruck aus, offensichtlich motivierte sie die Lage nicht dazu, schleunigst zu packen und das Land so schnell wie möglich zu verlassen. Sie waren zuerst Österreicher und dann erst Juden, damals ein ungesunder und unpraktischer Standpunkt.

Es gibt Momente, die in mein Gedächtnis gebrannt sind. Der Tag in Salzburg 1937, als wir eine Vorstellung des Jedermann besuchten. In einem Moment als am Platz ruhig war, kletterte ein junger Mann auf einen Laternenmast und sein "Heil Hitler" hallte wie eine böse Warnung über die Köpfe der Zuschauer, gefolgt von den Rufen der einschreitenden Polizei.

Und dann dieser nieselnde Oktobertag 1938 als mich meine Eltern zum Zug nach London brachten. Aufgeregt klammerte ich mich an meinen Koffer, es war abenteuerlich, mein Herz schlug voller Vorahnung. Als ich mich zum Zugfenster hinauslehnte, standen meine Eltern da und sahen dünn, mitgenommen und schrecklich traurig aus. Meine Mutter, die Augen voller Tränen, sah mich an und sagte: "Ich werde dich niemals wiedersehen, pass gut auf dich auf." Mein Vater versuchte zu lächeln und winkte mit seinem Hut. Der Zug fuhr langsam aus der Station

Ich sah sie niemals wieder.

Und ich fühle mich seit damals tief und schmerzlich schuldig.

(Aus dem Amerikanischen, 1995 erschienen, Fred Hift verstarb 1996)